

S. FISCHER



Vitali Alekseenok

Die weißen Tage von Minsk

Unser Traum von einem freien Belarus

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Der Text von Valzhyna Mort erschien
erstmals auf www.versopolis.com unter dem
Titel »A Place Far Away From You«.

© Versopolis Review

Fotos: privat

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397098-2

Inhalt

Vorwort von Valzhyna Mort 9

Prolog – Fern der Heimat 17

Meine Heimat 23

Aufwachsen in Belarus 23

Musik – eine neue Welt 26

Politisches Erwachen 30

Ablegen der Fesseln 37

Muttersprache 41

Belarus im Wandel 43

Die Pandemie und der politische Sommer 43

Wie der Wahlkampf begann 45

Von YouTube zur Politik 47

Mitglieder der Elite gegen Lukašenka 49

Das Regime reagiert 52

Wahlvorbereitungen und perfide Machtspiele 53

Gebündelte Kräfte 59

August in Minsk 64

Die letzten Tage vor der Wahl 70

9. August 2020 76

Stimmabgabe in Vilejka 76

Wahltag in Minsk 79

Protest an der Stela 84

Trügerische Ruhe nach dem Sturm 87

Wiedersehen an der Stela? 89

Eskalation 93

Gewalt 96

Berichte über die Gewalt 97

Vor und hinter den Gefängnismauern 108

Woher kommt die Gewalt? 113

Solidarität 119

Die weißen Tage von Minsk 119

Eigeninitiative 128

Geschichten der Solidarität 134

Streiks 137

Musik und Kunst als Protest 143

Trauer 151

Der Drache 154

Hoffnung 156

Die Kraft der Vielen 156

Kein Zurück mehr 169

Epilog 172

Dank 176

Zeittafel 177

Meine Heimat

Aufwachsen in Belarus

Ich wurde in der Kleinstadt Vilejka, hundert Kilometer nördlich von Minsk, geboren. Mein Weg zum Beruf des Dirigenten war nicht selbstverständlich, denn in meiner Familie gibt es niemanden, der mit Kunst verbunden ist oder sich dafür interessiert.

Meine Eltern wuchsen in kleinen Dörfern 20 bis 30 Kilometer von Vilejka entfernt auf. Sie und ihre Familien gehörten einer klar getrennten Klasse von Bäuer_innen an, denn damals gab es noch eine sowjetische Auslegung der vorsowjetischen Leibeigenschaft: Bis 1974 war es verboten, den Bäuer_innen in den Dörfern Pässe auszustellen. Dies war ein Privileg, welches den Bewohner_innen der Städte vorbehalten war. Diese Regelung gab es seit dem Beginn der Stalinherrschaft und sie wurde geschaffen, um den Bäuer_innen einen Umzug in die Städte unmöglich zu machen. Auf diesem Weg sollten die Kolchosen erhalten bleiben, in denen die Bäuer_innen für das Allgemeinwohl arbeiten mussten. Alle Mitglieder einer Kolchose wurden im Alter von 16 Jahren registriert und konnten die Dörfer nicht einmal vorübergehend ohne die Erlaubnis der Behörden verlassen. Zum Zeitpunkt der Aufhebung dieses Gesetzes war mein Vater 15 Jahre und meine Mutter 12 Jahre alt, so dass man sie als die erste Generation von Menschen aus dem Dorf bezeichnen kann, die das Recht auf Bildung in den Städten hatten und selber entscheiden konnten, wo sie leben wollten.

Ich wurde 1991 geboren und bin somit genauso alt wie mein Land. Meine Kindheit begann am Ende der Perestroika, einer Zeit großer Veränderungsprozesse – dem Übergang von der UdSSR zum neuen unabhängigen Belarus. In meiner Erinnerung habe ich mein Heimatland nur unter Lukašenkas Macht erlebt. Natürlich waren mein Wissen und mein Verständnis der politischen und gesellschaftlichen Situation um mich herum umso geringer, je kleiner ich war.

Meine frühe Kindheit verbrachte ich meist in der Gesellschaft meiner einzigen Großmutter, da meine Eltern sehr viel und hart gearbeitet haben. Sie sah regelmäßig fern und glaubte alles, was dort verkündet wurde. Deshalb hatte ich lange Zeit keine Zweifel daran, dass alles, was ich durchs Fernsehen mitbekam und meine Oma sagte, normal sei. Auch unser Leben im scheinbar glücklichen postkommunistischen Belarus stellte ich nicht in Frage. Im Rückblick lässt sich einfach sagen, dass ich mich schon damals hätte fragen können, warum meine Eltern immer so hart arbeiten mussten – neben ihrem Hauptarbeitsplatz betrieben sie noch die Landwirtschaft unserer Datscha und gingen allen möglichen Nebenjobs nach. Sie arbeiteten ununterbrochen und wir haben nie einen richtigen Urlaub gemacht. Meine Mutter fuhr nur zweimal in ihrem Leben in den Süden – dabei begleitete sie mich in ein Sanatorium auf der Krim, als ich Anfang der 2000er Jahre Asthma bekam und behandelt werden musste.

Auch von anderen Menschen aus meinem Lebensumfeld erhielt ich keine Anhaltspunkte, die mir gezeigt hätten, dass das Leben auch anders hätte sein können. Aufgrund dieser fehlenden Vergleichsmöglichkeiten habe ich lange Zeit nichts hinterfragt und nahm alles um mich herum als gegeben hin.

Im Vergleich zum Leben in der UdSSR wurde für viele Menschen der Alltag schwieriger. In Belarus herrschten jedoch mehr oder weniger geordnete Verhältnisse, zumindest im Vergleich zu Russland und der Ukraine. Denn das oligarchische Regime war in unserem Land nicht so stark ausgeprägt wie dort. Die

Menschen in Belarus hatten diesen Unterschied schon damals schätzen gelernt und waren nicht zuletzt ihrem neuen Präsidenten dankbar, der mit seiner harten Hand das Staatsschiff – angeblich – auf den richtigen Kurs geführt hatte und es mit allen Mitteln dort hielt.

Doch die Zeit verging und unser Nachbarland Polen, das Anfang der 1990er Jahre Belarus wirtschaftlich nicht übertraf, entwickelte sich aufgrund seiner neuen demokratischen Politik sehr schnell voran. Unser Land hingegen verblieb in seiner lethargischen Schlafphase. Wir sind mit dem Wort »Stabilität« auf den Lippen aufgewachsen, und man brachte uns von klein auf bei, seine Bedeutung zu schätzen. Schließlich dachte man, dass es nichts Schlimmeres als den Wandel gebe – spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg, in dem laut Statistik jede_r vierte Belarus_in getötet wurde, hatten die Menschen Angst, das Allerletzte zu verlieren, und lernten Beständigkeit zu schätzen. Ich erinnere mich nur an ein Ereignis, das mit einer Veränderung zu tun hat: Es muss 1995 gewesen sein, als Lukašenka beschloss, die offizielle Symbolik von Belarus zu verändern – statt der weiß-rot-weißen Flagge und des Wappens »Pahonia«, die historisch an die Zeit der belarusischen Staatlichkeit in vorsowjetischer Zeit anknüpften, gab es nun eine rot-grüne Flagge und ein rot-grünes Wappen, das dem Wappen der UdSSR sehr ähnlich war.

Doch damals bekam ich von den Hintergründen dieser großen Veränderung nichts mit. Während ich älter wurde, wuchs die Welt um mich herum erst langsam Stück für Stück und ich begann zunächst die neuen Straßen und Stadtteile meiner Stadt und des Dorfes meines Vaters, in dem wir noch ein Haus hatten, zu erkunden. Die Großstadt Minsk erschien mir damals noch als etwas Unerreichbares, als eine andere schöne Welt mit breiten Alleen, U-Bahnen, Militärparaden und den Mächtigen unseres Landes.

Vielleicht entdeckte ich die Welt außerhalb unseres Wohnorts erst später, weil ich keinen Kindergarten besuchte und nur mit

den wenigen Kindern in der Nachbarschaft meiner Großmutter spielen konnte. Meine Großmutter war Lehrerin, und meine Eltern entschieden sehr früh, dass sie mich unterrichten sollte, und so lernte ich mit fünf Jahren innerhalb von einer Woche Lesen, Schreiben und Rechnen. Gemeinsames Spielen mit gleichaltrigen Kindern war selten, ich lernte sehr früh, mich mit Dingen zu beschäftigen, die ich alleine machen konnte. Ich las sehr gerne und mit neun Jahren schrieb ich meine ersten Geschichten und fasste den Entschluss, Schriftsteller zu werden.

Doch schon bald vergaß ich das erfolgreich...

Musik – eine neue Welt

Der Musik bin ich ganz zufällig begegnet – auf dem Dachboden des alten Hauses meines Vaters fanden wir ein verwaistes Akkordeon. Auf meine Frage, woher es stammt, antwortete mein Vater, dass mein Großvater es wohl manchmal gespielt habe.

Mein Großvater starb acht Jahre vor meiner Geburt, wir sprachen in meiner Familie nicht viel über ihn. Erst einige Jahre später erfuhr ich, dass er ein beliebter und erfolgreicher Mann in seinem Dorf gewesen ist; ein begabter Handwerker, an den sich viele Menschen um Hilfe wandten. Doch eines Tages, 1948, schrieb einer der Nachbarn entweder aus Neid oder aus Eifersucht eine Denunziation an den Sicherheitsdienst (der später zum immer noch existierenden KGB wurde). Darin stand, dass er angeblich in antisowjetische Aktivitäten verwickelt sei. Wie bei Millionen anderer Sowjetbürger reichte eine solche Denunziation aus, um seiner Familie das Haus zu konfiszieren und ihn ins Exil zu schicken. Daraufhin sollte er 25 Jahre in einem Arbeitslager im Ural auf einem Abschnitt der Transsibirischen Eisenbahn verbringen. Glücklicherweise musste er von den 25 Jahren nur fünf Jahre im Exil dienen, denn mit Stalins Tod im Jahr 1953 wurde seine Anklage fallengelassen, und später konnte

er seine offizielle Rehabilitierung erreichen. Aber nach Augenzeugenberichten verschlechterte sich der Gesundheitszustand meines Großvaters nach fünf Jahren harter Arbeit im Lager stark, und er kehrte als anderer Mann, schweigsamer und zurückgezogener, nach Hause zurück. Musik war in seinem Haus daraufhin nur noch selten zu hören.

Zu der Zeit, als wir das Akkordeon fanden, besuchte ich bereits die öffentliche Schule. Doch die Art und Weise, wie unsere Lehrer in den allgemeinen Fächern und auch in den Musikstunden unterrichteten, weckte in mir kein großes Interesse am Lehrstoff. Was mir meine Großmutter zu Hause beibrachte, war viel informativer und interessanter als die Schulfächer und dank ihrer pädagogischen Arbeit musste ich mich in den ersten Schuljahren für gute Noten nicht besonders anstrengen. Ich selbst hatte auch keine Lust, fleißig zu lernen, nicht zuletzt deshalb, weil viele unsere Lehrer, anstatt unser Interesse an neuem Wissen zu wecken, uns dazu zwangen, gehorsam das zu tun, was der Lehrplan der Schule vorschrieb. Die gehorsamsten und fleißigsten wurden zu ausgezeichneten Schülern und nahmen eine höhere Position in der Schulhierarchie ein. Gehorsam wurde uns ähnlich wie der Glaube an Stabilität von Kindheit an eingeflößt. Wenn man nach diesen Regeln spielte, würde man sich besser in die Gesellschaft integrieren, und eines Tages könnte man die Position jener Menschen einnehmen, die selbst den Gehorsam von anderen einforderten. Für Ungehorsam und schlechte Leistungen gab es in der Tradition der strengen sowjetischen Erziehung nur Verachtung und Strafe: Meine Akkordeonlehrerin an der Musikschule schrie mich regelmäßig lauthals an, wenn ich etwas falsch gemacht hatte. Natürlich hat mich ihr Verhalten nicht dazu gebracht, die Musikschule gerne zu besuchen und den Unterricht zu schätzen. Ich war einfach verpflichtet, dorthin zu gehen, und tat, was ich tun musste.

Als Teenager begann ich, wie viele junge Menschen, zu rebellieren. Auf der Suche nach Alternativen und mehr Freiheit geriet

ich in gefährliche Kreise. In dem Innenhof des Gebäudes, in dem wir in der Stadt wohnten, gab es einige Menschen, die seit ihrer Jugend regelmäßig von der Polizei verfolgt und mehrmals verhaftet wurden. Einige andere Teenager in meinem Umfeld waren süchtig nach leichten Drogen. In Belarus gibt es diesbezüglich immer noch sehr harte Strafen, so dass einige meiner Freund_innen für fünf bis acht Jahre ins Gefängnis gehen mussten. Ein weiteres Problem war Alkohol, der recht einfach und billig zu bekommen war. Einige Bekannte aus meiner Nachbarschaft waren bereits im Alter von gerade einmal 15 oder 16 Jahren auf dem Weg alkoholsüchtig zu werden.

Heute fällt es mir sehr schwer, mir vorzustellen, was mit mir passiert wäre, wenn ich aus dieser Gesellschaft nicht herausgekommen wäre. Einige meiner Altersgenoss_innen aus dieser Zeit leben nicht mehr, und einer von ihnen ist sogar noch immer im Gefängnis. Aber ich hatte Glück im Unglück, als bei mir Asthma mittleren Grades diagnostiziert wurde – die Krankheit hat meine Zukunft zum Positiven verändert.

Die Ärzt_innen empfahlen meinen Eltern, mich vom Akkordeon auf ein Blasinstrument wechseln zu lassen, um meine Lungen zu trainieren. So begann ich, Posaune zu spielen, und bekam mit Fiodar Michajlavič Hur einen neuen Lehrer – einen rastlosen Enthusiasten, der seine Arbeit wie verrückt liebt. Die Atmosphäre in seiner Klasse war einzigartig – er unterrichtete ein Dutzend verschiedene Instrumente, war Dirigent unseres Blasorchesters und hatte immer doppelt so viele Schüler_innen, als er eigentlich annehmen konnte. Mit unserem Orchester waren wir ständig in ganz Belarus auf Tournee, und ich habe kein einziges Mal erlebt, dass wir nicht den ersten Platz oder einen Grand Prix bei Wettbewerben gewonnen haben. Wir spielten Jazz- und Unterhaltungsmusik, und allen Mitgliedern hat das Orchester eine unglaubliche Freude bereitet.

Trotz dieser positiven Erfahrung stand ich immer noch unter dem Einfluss der schlechten Gesellschaft in meiner Nachbar-

schaft. Als meine Eltern mit meinem negativen Verhalten als Teenager alleine nicht mehr zurechtkamen, bat meine Mutter Fiodar Michajlavič verzweifelt um Hilfe. Er nahm die Situation ernst und beschloss kurzerhand, mich auf den richtigen Weg zu führen, ohne dass ich es bemerken würde. Damit ich keine Zeit mehr hatte, um mich mit den falschen Leuten abzugeben, ließ er mich jeden Tag fünf bis sechs Stunden in der Musikschule üben. Ich ging gleich nach der Schule dorthin und verließ das Gebäude erst am späten Abend, kurz bevor auch Herr Hur nach Hause ging. Wir wohnten nicht weit voneinander entfernt und so gingen wir jeden Abend zusammen nach Hause. Diese Zeit hat mein Leben verändert.

Jedes Mal erzählte mir mein Lehrer mit großer Begeisterung von ganz unterschiedlichen Dingen: Philosophen des antiken Griechenlands, wissenschaftliche Entdeckungen der letzten Jahrhunderte, Sport oder Luftfahrt. Seinem großen Wissensschatz entsprechend, lautete sein Lebensmotto: »Man muss fast alles über etwas wissen und etwas über alles.«

Durch unsere Gespräche hat er mir eine ganz neue Perspektive eröffnet. In meiner Kleinstadt, abgeschnitten von jeglichen großen Ereignissen, war ich dabei, eine große und lebendige bunte Welt kennenzulernen, von deren Existenz ich vorher nicht gewusst hatte. Mein Lehrer hauchte den staubigen Konventionen meines Alltags, denen ich blindlings folgen musste, Leben ein. Ich fand heraus, dass man nicht unbedingt sich selbst oder etwas anderes zerstören musste, um seinen Weg zu finden. Stattdessen war es möglich, etwas zu schaffen. So gab Fiodar Michajlavič meinem planlosen Leben allmählich die rettenden Orientierungspunkte. Ich ging immer bereitwilliger zur Musikschule, und ich hatte keinen Zweifel daran, dass ich mein Leben mit der Kunst verbinden wollte.

Wissbegierig sog ich alles, was neu war, wahllos in mich auf. Nach all den Jahren, in denen ich von andersdenkenden Quellen abgeschnitten war und nur Massenkultur konsumierte, inter-

essierte mich jede alternative Meinung. Aus Neugierde begann ich, Filme von Antonioni und Wenders zu sehen, anstatt die Geschichten der Teenager-Detektive Gorki und Dumas zu lesen. Und natürlich begann sich auch mein Musikgeschmack zu verändern – statt für Hard Rock und Techno begann ich mich für neue Genres zu interessieren.

Irgendwann brachte die Tante von Mikita, einem meiner besten Freunde, die einige Jahre zuvor nach Frankfurt am Main gezogen war, einige CDs mit klassischer Musik aus Deutschland mit. Ich fragte ihn, ob er sie mir ausleihen würde und so hörte ich im Alter von 16 Jahren zum ersten Mal in meinem Leben zahlreiche Werke von Mozart, Tschaikowski und anderen großen Komponisten. Die Musik eröffnete mir eine neue Welt, die ich nie wieder verlassen wollte.

In der Kleinstadt Vilejka konnte ich meine neue Freude kaum mit jemandem teilen. Ich fühlte mich immer mehr wie ein Außenseiter und wollte an einen Ort ziehen, an dem ich mich selbst verwirklichen konnte. Minsk erschien mir damals wie eine ferne Welt – eine Welt, die ich unbedingt erreichen wollte.

Politisches Erwachen

So habe ich mein Studium an dem Minsker College of Music begonnen. Zunächst inspirierten mich die gewaltigen Veränderungen, die in meinem Leben stattgefunden hatten: Endlich machte ich meine Lieblingsbeschäftigung zum Beruf, fand Gleichgesinnte und entdeckte die unbekannt große Stadt. Minsk machte auf mich den Eindruck, als wäre es das Zentrum des Lebens, mit seinen Millionen von Menschen, den breiten Straßen und den kulturellen Veranstaltungen. Die erste Zeit beschäftigte ich mich überwiegend mit Musik und nahm das Leben um mich herum nur ansatzweise wahr. Aber allmählich wurde mir klar, dass trotz des Umzugs in die Hauptstadt viele

Probleme bestehen blieben. Immer deutlicher bedrückte mich ein diffuses Gefühl von Unfreiheit.

Als ich anfang, Minsk und Belarus in größeren Dimensionen wahrzunehmen, wunderte ich mich, warum wir so abgeschnitten von der restlichen – vor allem von der nicht russischsprachigen – Welt sind. Warum wir quasi gar keinen Austausch mit anderen Ländern haben. Warum ein Visum so teuer und die Arbeitslöhne so niedrig sind, dass es sich kaum jemand leisten kann, auszureisen. Warum nur wenige von uns Fremdsprachen sprechen können. Und vor allem warum wir eine Art Minderwertigkeitskomplex in Bezug auf andere Nationen haben und jede_n der seltenen Ausländer_innen in Minsk wie eine Attraktion betrachten? Ich stellte mir immer häufiger die Frage, ob wir tatsächlich durch unsere Isolierung und gewaltvolle Geschichte am bunten Leben der anderen nicht teilnehmen können?

Von Zeit zu Zeit schien es mir, dass es nur meine persönliche Wahrnehmung war und ich der Einzige bin, der von unserer Realität deprimiert war. Ich spürte immer noch die ständige Spannung um uns herum und den unsichtbaren Druck von oben. Aber allmählich sah ich, dass die Menschen um mich herum genauso mutlos waren. Das Gefühl der schweren Last mag nicht zuletzt ein Zeugnis für die Gewalt und das Leid gewesen sein, das die belarussische Bevölkerung in seiner Geschichte erfahren musste.

Die Komplexe und Ängste, die mit dem Stalinismus und dem Zweiten Weltkrieg verbunden sind, haben wir vom zerstörten Sowjetimperium geerbt. Wir waren gezwungen zu glauben, dass das System, in dem wir alle lebten, das einzig wahre sei und dass wir uns nicht davon distanzieren sollten. Es sei besser, gar nicht erst zu versuchen, nach Alternativen für uns selbst zu suchen, denn die Veränderungen könnten noch Schlimmeres bedeuten. Es sei besser für uns, die Initiative nicht aktiv zu ergreifen, bloß nicht auffallen, denn solche Menschen könnten als erste gepackt werden von der Brutalität des Staatsapparats. So hat uns die Ge-

schichte der Gewalt gelehrt, nicht aufzufallen, und wir wuchsen mit den Sprichwörtern »Initiative ist strafbar« und »Tue nichts Gutes, dann erfährst du nichts Böses« auf.

Im Fernsehen wurde uns immer wieder gezeigt, wie schlecht das Leben in anderen Ländern sei, weil dort regelmäßig Krisen und Revolutionen stattfänden. Belarus sah im Vergleich dazu wie eine Insel der Sicherheit aus. Da ich unter einer einzigen Regierung aufgewachsen bin, kaum im Ausland war und wegen der geschlossenen Staatspolitik nie Menschen aus anderen Kulturen traf, musste ich eine bewusste Anstrengung unternehmen, um die Wahrheit der staatlichen Medien anzuzweifeln. Meine Zweifel wurden durch die völlig andere Lebensrealität der Menschen um mich herum bestätigt, die dem schönen Belarus aus dem Fernsehen nicht entsprachen. Und natürlich war die Musik meine Rettung aus der grauen Mittelmäßigkeit und der Unauffälligkeit des Alltags. Sie war mein Aufbruch in eine bessere und schönere Welt. Im Rückblick kann ich sagen, dass die Erziehung durch Kunst für mich der gleiche Ausweg aus dem lethargischen Schlaf wurde, wie es für den Protagonisten von Orwells 1984 sein Tagebuch war, dank dessen er begann, an der Wahrheit des ihn umgebenden Systems zu zweifeln.

Im stabilen oder besser gesagt stagnierenden politischen Leben von Belarus gab es nur einmal alle fünf Jahre eine kurzlebige Öffnung: die große Hoffnung auf Veränderungen bei den nächsten Präsidentschaftswahlen. Im Jahr 2004 organisierte Lukašenka jedoch ein nationales Referendum, nach dem er anstelle von maximal zwei Amtszeiten unbegrenzte Male an Präsidentschaftswahlen teilnehmen konnte. Spätestens seitdem sind die Wahlen zu einem rein formalen Ritual der Verlängerung seiner Präsidentschaft geworden.

An den Wahlen konnte ich zum ersten Mal im Jahr 2010 teilnehmen. Erstmals interessierte ich mich für die politische Situation in unserem Land und versuchte aktiv daran teilzuhaben. Ich las Oppositionsberichte aus den vergangenen Jahren und